

Martina Maler

KARRIERE SCHWANGER

Passen Kinder und Karriere zusammen?



Martina Maler

Karriereschwanger

Passen Kinder und Karriere zusammen?



books that make you smile!

Martina Maler

KARRIERE SCHWANGER

Passen Kinder und Karriere zusammen?



Impressum

© 2018 sorriso Verlag GmbH, Radolfzell am Bodensee

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie Verbreitung durch Bild, Funk, Fernsehen und Internet, durch fotomechanische Wiedergabe, Tonträger und Datenverarbeitungssysteme jeder Art nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.

Die Ratschläge in diesem Buch wurden von der Autorin und vom Verlag sorgfältig erwogen und geprüft, dennoch kann eine Garantie nicht übernommen werden. Eine Haftung der Autorin bzw. des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist ausgeschlossen. Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.

Lektorat: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze

Korrektur: Bianca Weirauch

Layout, Umschlaggestaltung und Satz:

KONTRASTE – Graphische Produktion, Björn Fremgen

ISBN: 978-3-946287-53-1

1. Auflage 2018

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

www.sorriso-verlag.com

Werde Teil der sorriso community:



Bildnachweis Covermotiv:

© Piotr Pawinski/#72720840/Fotolia

© Sashkin/#36825953/Adobe Stock

© WavebreakmediaMicro/#50382199/Adobe Stock



*Ich widme dieses Buch meinem Mann und
unseren gemeinsamen vier Kindern.*

Inhalt

Kinder und Karriere – geht das?	9
Israel	10
Im Kibbuz	20
Auf der Rundreise mit Patrick	30
Wieder daheim	40
Flitterwochen	52
Unser erstes Kind – Kai	62
Ein Leben zu dritt	70
Ein Leben zu viert – Jannick	78
Fortbildung	92
Ein eigenes Haus	104
Rollentausch	114
Im neuen Zuhause	120
Ein Leben zu fünft – Florian	132
Mein neuer Job	143
Schon wieder schwanger – Sophie	152

Wir sind komplett	160
Zurück im Büro	168
Grippe	180
Endlich Ferien	193
Flexible Arbeitszeiten?	200
Kinderbetreuung	210
Equal Pay Day	219
Wie man es macht, so macht man es falsch	224
Projektarbeit	231
Steter Tropfen höhlt den Stein	240
Alle gegen eine	246
Erwartungen	262
Rechtliche Schritte	269
Die Entscheidung	275
Positive Nachrichten	282

Kinder und Karriere – geht das?

Für mich war es möglich, wenn auch auf Umwegen. Hinter einer erfolgreichen Frau steht immer auch ein erschöpfter Ehemann. Zum einen liegt das daran, dass Frauen in den meisten Fällen weniger verdienen als ihre männlichen Arbeitskollegen, und zum anderen, dass in unserer Gesellschaft die Anerkennung für Männer, die sich um die Erziehung der Kinder und den Haushalt kümmern, nicht sehr groß ist.

Ich bin berufstätig und für den Lebensunterhalt meiner sechsköpfigen Familie verantwortlich. Mein Mann versorgt und betreut unsere vier Kinder. Wir haben unsere Rollen vor 16 Jahren getauscht.

Es war nicht einfach, unser Familienmodell umzusetzen, und zwischendurch gab es für mich und meinen Ehemann Momente, in denen wir am liebsten den Job des anderen übernommen hätten. Rückblickend sind wir dennoch bis heute der Meinung, dass es die richtige Entscheidung für unsere Kinder und unser gemeinsames Leben war.

Mit meiner Geschichte möchte ich in erster Linie Frauen mittleren Alters ansprechen, die sich Gedanken über ihre Zukunft machen. Was ist ihnen wichtiger: Kinder oder Karriere? Beides ist möglich – wenn man den passenden Mann dazu hat!

Gleichzeitig möchte ich auch Männern Mut machen, selbstbewusst die Rolle des Hausmannes und die Verantwortung für die Erziehung der Kinder zu übernehmen.

Viel Glück auf Ihrem Lebensweg – privat wie beruflich.

Martina Maler, im Juni 2018

Israel

1997

Kennengelernt habe ich meinen Mann in Israel. Das ist nun 19 Jahre her.

Bei einer Suche über eine Partnerschaftsvermittlung wären wir uns nie begegnet. Wir hatten weder den gleichen Musikgeschmack noch die gleichen Interessen oder Hobbys. Außerdem passten unsere jeweiligen Vorstellungen vom Idealalter des Partners nicht zusammen, denn ich war fast zehn Jahre älter als Patrick. Somit war Patrick meiner Ansicht nach zehn Jahre zu jung, und ich war in seinen Augen zehn Jahre zu alt.

In den bisher mir bekannten Fällen waren bei Paaren in der Regel der Mann älter als die Frau. Das gilt in unserer Gesellschaft als normal – auch wenn er so alt ist wie Johannes Heesters und eine Frau heiratet, die 46 Jahre jünger ist. Aber wehe, die Frau ist 15 Jahre älter als der Mann. Dann werden beide von einigen Leuten gleich für verrückt erklärt.

Aber warum ist das eigentlich so und was macht ältere Männer so attraktiv?

Vielleicht ist die Meinung einiger Frauen, dass diese mehr Lebenserfahrung hätten und daher genau wüssten, was sie wollten. Für viele Frauen spielt es auch eine Rolle, ob der Partner ihr und ihren Kindern eine sichere Existenz bieten kann.

Frauen, deren Partner jünger sind als sie, sind eher die Ausnahme. Leider, muss man sagen, denn wenn der Mann bei der Geburt des Kindes die fünfzig überschritten hat, ist er im Rentenalter, sobald es in die Schule kommt. Die Lehrer wissen dann oft nicht, wen sie vor sich haben – den Vater oder den Großvater ...

Ich war nach Israel gekommen, um dort als Volontärin in einem Kibbuz zu arbeiten. Bisher hatte ich nur gemeinsam mit Freunden und Freundinnen Urlaub gemacht. Doch diesmal wollte ich allein für einige Wochen ins Ausland fahren. Ich brauchte eine Auszeit und Abstand von meinem bisherigen Umfeld. Ein Grund war, dass ich mich kurz vor meiner Abreise von meinem damaligen Freund getrennt hatte. Nach unzähligen Auseinandersetzungen hatten wir unsere Beziehung beendet, und mein Ex-Freund wollte in der Zwischenzeit aus unserer gemeinsamen Wohnung ausziehen.

Meine Eltern brachten mich zum Flughafen. Beim Abschied standen meiner Mutter Tränen in den Augen, weil sie Angst hatte, dass mir etwas passieren könnte. Der letzte Terroranschlag in Tel Aviv lag noch nicht lange zurück.

Vom Flughafen Düsseldorf aus ging es nach Frankfurt, wo ich umsteigen musste. Ich musste eine ganze Weile auf meinen Rucksack warten, den ich als Sperrgepäck aufgegeben hatte. Er kam erst in allerletzter Minute. Von Frankfurt aus flog ich weiter nach Tel Aviv.

Während des Flugs saß ich neben einem Passagier, der nach einer Geschäftsreise auf dem Rückweg in seine Heimat war. Er fragte mich, welche Sightseeings ich mir in Israel anschauen wollte, und ich zeigte ihm auf einer Karte meine geplante Reiseroute. Nach einem Zwischenaufenthalt in Tel Aviv wollte ich mit dem Bus in Richtung Norden fahren. Er gab mir ein paar Tipps, was ich in der Stadt besichtigen könnte. Außerdem nannte er mir eine Bäckerei, die ich unbedingt einmal besuchen sollte.

Als das Flugzeug in Tel Aviv landete, war es bereits zehn Uhr abends. Ich nahm mir ein Taxi, um zur nächsten Jugendherberge zu fahren und dort die erste Nacht zu verbringen.

Am nächsten Tag erkundete ich die Stadt. Die Bäckerei, von der mein Flugnachbar erzählt hatte, befand sich im Zentrum neben einer Synagoge. Plötzlich fiel mir auf, dass ich den Platz vor ein paar Wochen schon einmal im Fernsehen in den Nachrichten im Zusammenhang mit einem blutigen Terroranschlag gesehen hatte.

Dennoch war die Bäckerei sehr gut besucht, und auch davor drängten sich die Menschen. Es gab keine Schlange wie in Deutschland an der Supermarktkasse. Ich stellte mich einfach in die Menge und wurde so Schritt für Schritt nach vorn geschoben. Die Auswahl an Backwaren war riesig, und ich hatte Mühe, mich zu entscheiden. Als mich endlich einer der Verkäufer anschaute, rief ich ihm schnell meine Bestellung zu, bevor er noch auf die Idee kam, einen der vielen anderen Kunden zuerst zu bedienen. Als ich draußen in das leckere Teilchen biss, war ich begeistert und ich verstand nun, warum hier so großer Andrang herrschte.

Die Sorge meiner Eltern, dass mir in diesem fremden Land etwas passieren könnte, hatte sich am Anfang meiner Reise auf mich übertragen. Hier in der Menge der Menschen vor der Bäckerei verschwand dieses Gefühl. Ich stand in der Sonne und aß meine verschiedenen Teilchen aus Blätterteig und fühlte mich wohl in dieser Stadt.

Am nächsten Morgen ging ich zur Central Bus Station, einem imposanten Gebäudekomplex mit diversen Geschäften. Von der obersten Ebene hatte ich einen freien Blick auf die Anlage. Für mein Fotoalbum wollte ich sie fotografieren und holte meine Kamera heraus. Als ich gerade auf den Auslöser gedrückt hatte, tippte mir jemand von hinten auf die Schulter. Ich drehte mich um und stand erstaunt vor zwei Soldaten. Einer von

ihnen erklärte mir auf Englisch, dass es nicht erlaubt sei, hier Fotos zu machen. Bei einem weiteren Verstoß würde er meine Kamera sofort beschlagnahmen. In diesem Moment wurde mir bewusst, dass die Israelis jeden Tag mit Terroranschlägen rechneten und deshalb eine Reihe von Vorkehrungen trafen, um diese zu verhindern. An das Bild bewaffneter Militärsoldaten und Polizisten musste ich mich erst gewöhnen – sie waren in diesem Land überall präsent.

Von der Central Bus Station fuhr ich mit dem nächsten Bus in Richtung der libanesischen und syrischen Grenze. Unterwegs stiegen nur israelische Soldaten ein, darunter auch viele Frauen in Militärkleidung, bewaffnet mit einem Maschinengewehr. Obwohl ich scheinbar die einzige Touristin an diesem Tag im Bus war, wurde ich nicht neugierig angeschaut. Während der Busfahrer unterwegs eine Pause machte, unterhielt ich mich auf Englisch mit einigen der Soldaten und Soldatinnen. Wir sprachen darüber, dass sie in der Nähe der Grenze stationiert waren und dass meine Reise mich ebenfalls in diese Gegend führte.

Nach fast sechs Stunden Fahrt hatte ich mein Ziel erreicht. Der Kibbuz Kfar Szold lag im äußersten Norden Israels – hinter dem Ort Kiryat Shmona – zwischen der syrischen und libanesischen Grenze. Von hier aus konnte man die Golanhöhen sehen, die noch mit Schnee bedeckt waren. Der ganze Kibbuz war von einem zwei Meter hohen Stacheldrahtzaun umgeben. Am Eingang standen Skulpturen aus Eisen, die, wie ich später erfuhr, vor einiger Zeit von einem Einwohner des Dorfes geschmiedet worden waren. Es gab ein großes Eisentor, das von einem Pförtner Tag und Nacht bewacht wurde. Für mich waren diese Sicherheitsvorkehrungen ungewöhnlich, denn damals musste in Deutschland nicht tagtäglich mit Anschlägen gerechnet werden.

Ich ging zum Pförtner und meldete mich an. Er wies mir den Weg zum Gemeindehaus. Dort sollte ich nach dem Volontärsleiter David fragen. Leider gab es dort keinen David. An diesem Tag waren nicht viele Menschen im Kibbuz unterwegs. Endlich traf ich auf eine Bewohnerin und fragte sie nach David. Sie erklärte mir freundlich, dass er heute seinen freien Tag hätte und in die Stadt zu seiner Freundin gefahren sei. Sie zeigte mir den Weg zu den Volontärshütten, die etwas außerhalb des Dorfes am Rande des Kibbuz lagen.

Nach meiner langen Anreise hätte ich mir bei meiner Ankunft etwas mehr Aufmerksamkeit gewünscht. Stattdessen hatte ich den Eindruck, dass mich keiner erwartete oder für mich zuständig war.

Bei den Hütten traf ich eine der deutschen Volontärinnen. Ich war froh, jemandem zu begegnen, der sich im Kibbuz auskannte und mir alles zeigen konnte. Manja erzählte mir, dass sie aus Berlin käme und seit einem halben Jahr im Kibbuz arbeite.

„Ich heiße Martina“, sagte ich. „Ich bin seit zwei Tagen unterwegs zu diesem Kibbuz und nun froh, endlich hier zu sein. Eigentlich sollte ich mich bei David anmelden, aber der ist heute leider nicht da.“

Manja nickte. „Das stimmt, heute ist Samstag und damit Sabbat. Da haben hier alle frei und fahren mal in die Stadt oder machen Ausflüge. Spätestens morgen kommt David zurück.“

Eine weitere Volontärin kam auf uns zu. Manja stellte mir Heike vor, die ebenfalls aus Berlin kam und mit ihr zusammen in den Altenhäusern arbeitete.

„Hier in dem Kibbuz werden die deutschen Volontäre gern zur Pflege für die älteren Bewohner eingesetzt“, berichtete Heike. „Manche sind während des Zweiten Weltkriegs aus

Deutschland geflohen und hierher nach Israel gekommen. Einige leiden auch an Demenz und vergessen mit der Zeit immer mehr die hebräische Sprache. An ihre Muttersprache aus der Kindheit in Deutschland erinnern sie sich aber noch. Für diese älteren Menschen ist es einfacher, von jemandem betreut zu werden, der deutsch spricht.“

Ich nickte und war beeindruckt darüber, dass die älteren Menschen hier im Kibbuz sich vorurteilslos von uns deutschen Volontären betreuen ließen. Eigentlich dachte ich auch darüber nach, wie ich an ihrer Stelle reagieren würde. Ich nahm mir für meine Zukunft vor, ebenfalls so tolerant zu sein wie die älteren Bewohner hier im Kibbuz, und erzählte schließlich Manja und Heike, warum ich hier war.

„Ich wollte Israel kennenlernen, denn mich interessiert dieses Land mit seinen unterschiedlichen Kulturen. Ich habe viel darüber gehört und hoffe, dass ich mir einiges anschauen kann. Leider bleibe ich nur drei Monate. Dann fahre ich zurück und arbeite wieder im Büro.“

Auf Manja und Heike machte ich wohl den Eindruck einer gelangweilten Angestellten, die ein bisschen Abwechslung zu ihrem Büroalltag suchte. In gewisser Weise hatten sie damit auch recht. Ich war nicht der Typ, der alles hinter sich stehen und liegen ließ, um auszusteigen und auf unbestimmte Zeit im Kibbuz zu arbeiten. Ich brauchte für mich einen Plan und ein sicheres und bestimmbares Leben.

Manja erzählte mir, dass auch Volontäre aus Dänemark und der Schweiz im Kibbuz arbeiteten.

„Einer der Schweizer ist nicht mit den anderen weggefahren. Vielleicht kann er dir mal den Kibbuz zeigen“, sagte Manja. Sie ging zu einer der Hütten und klopfte an.

Nach einiger Zeit erschien ein dunkelhaariger Typ mit einem grünen Strickpullover und Birkenstock-Sandalen.

„Hallo Patrick, das ist Martina – die neue deutsche Volontärin“, sagte Manja. „David ist in der Stadt, und die anderen sind auch ausgeflogen. Kannst du dich um sie kümmern?“

Der Schweizer schaute mich an und streckte mir die Hand hin. „Hallo, willkommen im Kibbuz. Schön, dass du da bist.“

Das waren die ersten netten Worte, die ich seit meiner Ankunft zu meiner Begrüßung gehört hatte.

Ich lächelte ihn an und schüttelte seine Hand. „Danke. Ich bin auch froh, hier zu sein.“

Als Erstes fiel mir seine Frisur auf. Er hatte dunkelbraune Locken, und einen erkennbaren Haarschnitt gab es nicht. Mit seiner sportlichen, kräftigen Statur und den wuscheligen Haaren sah er aus wie ein junger, natürlicher Typ aus den Alpen.

Manja schaute uns beide an. „Na, dann habt ihr euch ja schon mal vorgestellt. Also, kannst du Martina mal ein bisschen rumführen? Sie kennt sich hier ja noch nicht aus.“

Bisher hatte keiner Zeit für mich gehabt, und so hoffte ich, dass Patrick nicht schon etwas anderes vorhatte.

„Klar, mach ich“, sagte er und zeigte auf eine Hütte neben der seinen. „Du kannst ja erst mal deine Sachen da reinlegen.“

Die Volontärshütten hatten Wände aus Blech und waren nicht isoliert. Im Sommer war es darin bestimmt unerträglich heiß und im Winter eiskalt. Die Einrichtung war spartanisch. An der Wand standen zwei Klappbetten und ein Schrank aus Metall. In der Mitte gab es einen Tisch und zwei Stühle. Da es in dieser Jahreszeit im Norden Israels noch sehr kalt war, freute ich mich, als ich einen Gasofen entdeckte. Der Hauptvorteil dieser Unterkunft war jedoch, dass ich die Hütte allein bewohnen würde.

In meinem Rucksack hatte ich aus Platzgründen nur die notwendigsten Sachen verstaut. Für April hatte ich mit einigermaßen warmen Temperaturen gerechnet und daher auch keine Wintersachen eingepackt. Die Tage und Nächte waren jedenfalls kälter, als ich gedacht hatte. Mein Schlafsack war für Temperaturen um null Grad in der Nacht nicht besonders gut geeignet.

Nachdem ich meine Sachen verstaut hatte, nahm sich Patrick Zeit für mich und wartete vor meiner Hütte. Wir gingen nebeneinander her, während er mit mir einen Rundgang um den Kibbuz machte und mir dabei zeigte, wo ich was finden konnte. Dabei erklärte er mir, dass ich auf keinen Fall von den Wegen abweichen dürfte. „Damals im Sechs-Tage-Krieg wurden in dieser Gegend der Golanhöhen überall Tretminen vergraben. Nach dem Krieg haben sie zwar einige entschärft, aber es wurden nicht alle gefunden. Deshalb treten hin und wieder die Rinder beim Grasens auf den Weiden darauf. Eine natürliche Art, die Minen unschädlich zu machen.“

„Die armen Rinder“, konnte ich nur entgegnen. Außerdem war ich schockiert, dass es hier abseits der Wege Tretminen gab.

Patrick nickte. „Rund um den Kibbuz gibt es noch mehrere Schützengräben. Die wurden von den Bewohnern hier errichtet, um sich im Sechs-Tage-Krieg gegen die Angriffe von syrischer Seite zur Wehr zu setzen.“ Er zeigte auf die Gräben, die sich neben unserem Weg entlangzogen.

Wir gingen weiter zu einer großen Halle. Patrick zeigte mir zuerst den Rinderstall, aus dem man schon von Weitem Musik hören konnte.

„Warum läuft hier denn den ganzen Tag Musik?“, fragte ich erstaunt.

„Sie haben das Radio angestellt, damit die Rinder Unterhaltung haben“, erklärte mir Patrick. „Da vorn siehst du das Hühnerhaus und dahinter das Packing-House, in dem das Obst von den Plantagen verpackt wird. Dort arbeite auch ich die meiste Zeit.“ Ich nickte und fragte mich, wo ich wohl die nächsten Wochen in dem Kibbuz arbeiten würde.

Nach unserem Rundgang war es bereits Abend geworden, und Patrick nahm mich mit zur Kantine. Es war eine sehr große Halle, in der sich die Dorfbewohner zu den Mahlzeiten versammelten. Hier trafen sich alle zu den Frühstückspausen und in der Mittagspause zu einem gemeinsamen Essen. Das Abendessen nahmen die Kibbuz-Bewohner in ihren Häusern mit ihren Familien ein. Daher saßen die Volontäre am Abend ganz alleine in der großen Halle.

In der Zwischenzeit waren auch alle anderen Volontäre von ihren Ausflügen zurück und hatten sich zum Abendessen versammelt. Es gab einen Tisch, an dem die Dänen saßen, und nebenan einen Tisch mit den Schweizern.

David hatte die anderen bereits über meine Ankunft informiert. Patrick kam mit mir in die Halle und ich war froh, dass er mich den anderen vorstellte. Die dänischen Volontäre schauten kurz auf und begrüßten mich. Dann unterhielten sie sich weiter in ihrer Landessprache.

Patrick und ich gingen zusammen an den Tisch der Schweizer, und er stellte mich den anderen vor.

„Du bist also die Deutsche, die allein kommen wollte“, sagte einer der Schweizer. „Wir waren alle schon ganz gespannt darauf, wer du bist. – Ich bin übrigens Andreas.“

Ich lächelte ihn an und gab ihm und den anderen an dem Tisch die Hand. „Ich heiße Martina und bin seit ein paar Ta-

gen unterwegs hierher. Die nächsten drei Monate werde ich in Israel bleiben und hier arbeiten. Ich bin schon ganz gespannt, was mich hier erwartet.“

„Eins musst du dir auf jeden Fall merken“, meinte Patrick. „Wir haben viel Zeit hier, und es geht alles ganz entspannt zu. Das einzige Wichtige ist, dass du morgens pünktlich bei der Arbeit erscheinst.“

Während des Abendessens unterhielten sich die Leute um mich herum auf schweizerisch und dänisch, und ich hatte Mühe, etwas zu verstehen.

Nach dem Essen gingen wir zusammen zu unseren Hütten, und ich war froh, ins Bett zu kommen, denn ich war von der Reise todmüde. Vor dem Einschlafen fragte ich mich, wie wohl die kommenden Wochen hier für mich werden würden. Für welche Arbeiten würde ich in den nächsten Tagen eingeteilt? Und konnte ich hier vielleicht Freundschaften schließen oder war es eher schwierig für mich, bei den anderen Anschluss zu finden? Heike und Manja waren meistens unter sich und die Unterhaltungen der Schweizer konnte ich nicht verstehen, wenn sie sich in ihrem Schweizer Dialekt unterhielten. Außerdem fror ich in meiner unisolierten Hütte in meinem Schlafsack, der auf die gerade herrschenden Minustemperaturen nicht eingestellt war.

Im Kibbuz

Am nächsten Morgen kam David, unser Volontärsleiter, zu unseren Hütten. Er war groß und schlank, hatte wilde graue Locken, und sein Gesicht war von der Sonne gebräunt. Genauso hatte ich ihn mir vorgestellt. Er sah aus wie der David in einem Film über die biblische Geschichte, die ich mal im Kino gesehen hatte. Er begrüßte mich und erklärte mir, dass ich meinen Reisepass bei ihm abgeben müsse, damit die Behörde in Tel Aviv meine Personalien überprüfen könne. Und es würde eine Zeit dauern, bis ich ihn zurückerhielte, da sie alles genauestens kontrollierten.

David hatte eine Liste mit der Arbeitseinteilung an ein Brett neben unseren Hütten gehängt. Für einige der Volontäre, darunter Manja und Heike, änderte sich nichts. Sie versorgten wie jeden Tag die älteren Bewohner des Kibbuz. Die Arbeit gefiel beiden.

„Es ist nett, die Älteren hier zu versorgen“, erzählte mir Manja. „Wir spülen das Geschirr, machen die Wohnung sauber oder kaufen für die Leute ein. Manchmal werden wir zum Kaffee eingeladen und essen Plätzchen oder Kuchen. Dabei erzählen sie viele Geschichten aus ihrer Kindheit. Manchmal berichten sie uns auch etwas über ihre Flucht während des Zweiten Weltkriegs nach Israel und wie sie es geschafft haben, zu entkommen. Für mich sind diese Erlebnisse sehr erschreckend und traurig.“

An meinem ersten Tag hatte mich David zusammen mit Silvia, einer Schweizer Volontärin, für die Arbeit im Hühnerhaus eingeteilt. Unser Dienst begann um sechs Uhr. David holte uns mit seinem Auto ab und fuhr uns direkt vor den Eingang zum

Hühnerstall. Wahrscheinlich hatte er Angst, wir würden uns auf dem Weg dorthin verlaufen.

Unsere Aufgabe war es, die Wassernäpfe für die Küken zu reinigen. Es machte Spaß, von den piepsenden Küken umringt zu sein. Silvia war anfangs ziemlich zurückhaltend, wurde aber im Laufe des Tages immer gesprächiger. Wir unterhielten uns über ihr Studium und meine Arbeit daheim.

Schon um zwei Uhr nachmittags holte David uns wieder ab. Ich war überrascht, denn ich hatte mir die Arbeit im Kibbuz bei Weitem anstrengender vorgestellt.

Am nächsten Tag teilte mich David für die Obstplantage ein. Gemeinsam mit einer dänischen Volontärin sollte ich die Äste der Obstbäume mit einer weißen Farbe anstreichen, damit die gestutzten Äste vor Fäulnis geschützt wurden. Damit wir höher gelangen konnten, bekamen wir zwei Hubwagen gestellt. Diese hatten eine Hydraulik und waren über einen Hebel relativ leicht zu bedienen. Ich genoss es, in der Sonne zwischen den Bäumen herumzufahren, unseren Hubwagen nach oben und unten zu manövrieren, die Äste mit der Farbe anzustreichen und mich mit meiner Kollegin zu unterhalten. Schon an diesem Tag hatte ich immer mehr das Gefühl, dass die Zeit in diesem Kibbuz schön und die Zusammenarbeit mit den anderen Volontären Spaß machen würde.

Der Kibbuz hatte verschiedene Einnahmequellen. Zum einen gab es die Obstplantagen, eine Rinderzucht und das Hühnerhaus. Außerdem wurden Gästehäuser an Touristen vermietet. Am folgenden Tag sollte ich dort die Zimmer für die Übernachtungsgäste reinigen. Es gab eine Frau, die für die Kontrolle der Zimmer verantwortlich war. Sie gab uns genaue Anweisungen, war sehr streng und achtete auf jedes Detail. Es gab exakte Vor-

schriften, wie die Zimmer zu reinigen waren und wie jedes einzelne Kissen auf dem Bett platziert oder wie die Decke gefaltet werden musste.

Für die nächsten Tage teilte mich David im Packing-House ein. Das war für mich ein Glücksfall. Zum einen war ich froh, nicht mehr den kritischen Blicken der Leiterin der Gästehäuser ausgesetzt zu sein, und außerdem arbeitete ich nun mit Patrick zusammen.

David brachte uns beide jeden Morgen kurz vor sechs gemeinsam mit einigen Dorfbewohnern in dem kleinen Lastwagen zum Packing-House. Um acht hatten wir mit den anderen Arbeitern und Volontären eine ausgiebige Frühstückspause. Mein Arbeitstag war bereits gegen Mittag beendet, und ich hatte den ganzen Nachmittag zu meiner freien Verfügung.

Im Packing-House wurde das Obst der Plantagen auf Fließbändern gewaschen und nach der Größe sortiert. Danach wurden die Äpfel in Holzkisten gepackt. An einem der Fließbänder saß ich nun mit anderen Kibbuz-Bewohnern und sammelte die Äpfel ein. Die einzige Abwechslung boten die Größe der Äpfel und die entsprechenden Fächer in den Apfelkisten. Währenddessen hörte ich über Kopfhörer Musik und hing meinen Gedanken nach.

Patricks Aufgabe war es, die von uns am Fließband gefüllten Kisten einzusammeln und auf die Container zu laden. Jedes Mal, wenn ich eine Apfelkiste gefüllt hatte, kam er, um sie abzuholen. Langsam merkte ich, dass mein Herz zu klopfen anfing, wenn er erschien. Ich sah von meiner Arbeit auf, lächelte ihn an und freute mich, wenn er zurücklächelte.

Es gefiel mir, im Packing-House zu arbeiten, denn dort war ich mit Patrick zusammen. Wir waren inzwischen auch außer-

halb der Arbeit oft zusammen. Wir gingen gemeinsam zum Mittag- und Abendessen in die Kantine, selbst morgens und abends trafen wir uns draußen am Waschbecken zum Zähneputzen. Nun war er den ganzen Tag an meiner Seite und für mich war es ein angenehmes Gefühl, dass er an meiner Seite war.

Nach dem Abendessen spielten wir oft mit den anderen Volontären Karten vor unserer Hütte und unterhielten uns dabei. Zum Kibbuz gehörte auch ein Tennisplatz, der abends in der Dunkelheit mit Flutlicht bestrahlt wurde. Hin und wieder spielten wir dort Tennis oder mit den andern zusammen Volleyball. Manchmal machten wir einen Spaziergang rund um den Kibbuz. Dabei achteten wir natürlich darauf, nicht von den Wegen abzukommen, um nicht auf eine der Minen zu treten.

Am Sabbat hatten wir unseren freien Tag. Deshalb saßen wir Volontäre freitagabends oft vor unseren Hütten und erzählten uns, was wir schon in Israel erlebt hatten und welche Sehenswürdigkeiten es gab. Die meisten konnte man in wenigen Stunden mit dem Bus erreichen.

Manja berichtete, dass sie und Heike in Jerusalem gewesen wären. „Dort müsst ihr ins arabische Viertel gehen, denn dort sind die Übernachtungsmöglichkeiten sehr günstig.“

An diesem Wochenende unternahmen Patrick und ich einen Ausflug nach Acco. Die Altstadt liegt auf einer Landzunge am Nordrand der Bucht von Haifa und ist von einer bis zu 150 Meter starken Festungsanlage umgeben. Wir gingen zum Essen in ein Restaurant direkt am Hafen. Die Einrichtung war sehr speziell: Die weißen Wände waren mit unzähligen weißen Muscheln geschmückt. Es war Anfang April, aber an einer Wand stand immer noch ein künstlicher Weihnachtsbaum mit vielen

bunten Kugeln und einer bunten Lichterkette. Es sah unglaublich kitschig aus und war dadurch fast schon wieder schön. Offensichtlich stand der Weihnachtsbaum das ganze Jahr in diesem Restaurant. Zum Mittagessen bestellte ich die Spezialität der Hafenstadt, St. Petersfisch aus dem See Genezareth.

Von Acco aus fuhren wir mit dem Bus weiter nach Haifa. Patrick und ich hatten einen Sitzplatz im Bus nebeneinander gefunden. Vor uns saß ein älterer Herr, der unsere Unterhaltung mit angehört hatte. Er drehte sich zu uns um.

„Woher kommen Sie beide eigentlich?“, fragte er auf Deutsch.

Patrick entgegnete, er sei Schweizer und arbeite hier in Israel als Volontär. Ich setzte hinzu, dass ich als Volontärin im gleichen Kibbuz arbeiten würde und aus Deutschland käme.

„Ich kenne Deutschland, ich bin dort geboren und aufgewachsen. Während des Zweiten Weltkriegs und der Judenverfolgung bin ich mit meinen Eltern nach Israel geflohen. Wir haben es gerade noch geschafft“, erzählte er uns.

Als Deutsche fühlte ich mich schuldig. Ich wusste nicht, wie ich mich dem Mann gegenüber verhalten sollte. Wie konnte ich die Vergangenheit in meinem Land wiedergutmachen?

„Es tut mir wirklich sehr leid, was in Deutschland passiert ist“, murmelte ich.

Er schaute mich an. In seinen Augen sah ich weder Hass noch Wut.

„Du und deine Generation, ihr könnt nichts dafür. Ihr müsst nur aufpassen, dass so etwas nie wieder geschieht“, sagte er freundlich und packte seine Sachen zusammen. „Ich muss an dieser Haltestelle aussteigen. Ich wünsche euch alles Gute und einen schönen Urlaub in Israel!“ Er lächelte uns zu, bevor er verschwand.

Ich schaute ihm hinterher und dachte darüber nach, wie ich mich an seiner Stelle verhalten würde, wenn ich jemanden aus einem Land träfe, in dem ich und meine Glaubensgenossen verfolgt oder gar umgebracht worden waren. Ich empfand seine Haltung als sehr großzügig, er war nicht nachtragend und hasste die Deutschen nicht. Die Unterhaltung in dem Bus nach Haifa würde ich nicht vergessen.

In Haifa machten Patrick und ich uns auf die Suche nach einer Übernachtungsmöglichkeit. Die Jugendherberge befand sich in der Nähe vom Mount Carmel. Nachdem wir das Zimmer an der Rezeption bezahlt hatten, bekamen wir die Schlüssel für das Doppelzimmer.

Bevor wir schlafen gingen, machten wir am Abend noch einen Spaziergang zum Mount Carmel. Auf der rechten Seite führte der Weg steil den Berg hinauf. Auf der linken und rechten Seite des Hanges wuchs Wein, der in dieser Gegend schon seit Jahrhunderten angebaut wird, aber jetzt im Frühling hingen noch keine roten Trauben an den Weinstöcken.

Patrick und ich gingen Hand in Hand den Berg von Carmel hinauf. Oben bot sich uns ein wunderbarer Ausblick auf den Strand von Haifa. Er legte den Arm um meine Schulter. Wie wir so dastanden, fragte ich mich, ob wir nun zusammen wären. Seit meiner Ankunft verbrachten wir fast die gesamte Zeit miteinander, und wir verstanden uns gut. Allerdings hatten wir noch nicht über eine gemeinsame Zukunft gesprochen, und ich wollte mir darüber auch keine Gedanken machen. In ein paar Wochen würde ich wieder von Tel Aviv aus in meine Heimat fliegen. Danach würden wir uns wahrscheinlich nicht mehr begegnen.

Auf dem Rückweg zur Jugendherberge kamen wir an einem Gebäudekomplex mit diversen Einkaufsmöglichkeiten und

Restaurants vorbei. Da wir schon lange nichts mehr gegessen hatten, gingen wir in ein Restaurant und bestellten Pizza. Anschließend holten wir uns in der nahe gelegenen Eisdielen einen Nachtisch. Der Verkäufer schaute uns an und wartete geduldig, bis wir uns für die Eissorten entschieden hatten.

Patrick versuchte, auf Englisch ein Eis zu bestellen: „*Two balls, please.*“

Der Verkäufer schaute ihn zuerst erstaunt und dann ärgerlich an. Ich wurde rot, nachdem mir bewusst geworden war, dass Patrick gerade zwei Eier bestellt hatte. Rasch korrigierte ich den Satz und bestellte für uns beide. Draußen auf der Straße zog ich Patrick damit auf. Wir lachten darüber, bis wir in der Jugendherberge ankamen.

Am nächsten Tag fuhren wir mit dem Bus zurück zum Kibbuz. Es war ein sonniger, warmer Tag. Die meisten Volontäre waren bereits von ihren Ausflügen heimgekehrt und saßen vor den Hütten in der Sonne.

„Entweder sie kommen Hand in Hand zurück oder zerstritten und mit einem Abstand von zwei Metern“, hatte Andreas vor unserem Aufbruch spekuliert, wie wir später erfuhren. Und nun sahen sie, dass wir Hand in Hand auf sie zukamen. Seit diesem Tag waren wir für die anderen Volontäre ein Paar.

Drei Wochen nach meiner Ankunft wurde es im Norden Israels langsam wärmer, und wir gingen in unserer Freizeit zum Schwimmen zu einem nahe gelegenen Teich. Er war nicht sehr groß, und es lebten viele Fische und Schildkröten darin. Das Wasser war so trübe, dass man nicht sah, was sich unter einem befand. Außerdem hatte ich immer das Gefühl, mich würden beim Schwimmen irgendwelche Wasserflöhe zwicken. Allerdings bot der Teich die einzige Möglichkeit, um sich in den

warmen Tagen abzukühlen, und deshalb schwamm ich immer sehr schnell durch den Teich, bis ich am anderen Ufer angelangt war.

An einem heißen Nachmittag saßen wir mit den anderen in der Mittagspause am Ufer des kleinen Sees und unterhielten uns über landestypische Gerichte.

„Ich hab schon mal das Schweizer Nationalgericht probiert“, sagte ich. „Käsefondue, aber leider hat mir das nicht so gut geschmeckt.“

„Verstehe ich nicht“, entgegnete Patrick. „Wenn du Käse magst, isst du auch gerne Käsefondue. Es kommt halt auf die richtigen Zutaten an.“

Die meisten von uns kannten bisher kein Käsefondue. Deshalb verabredeten wir uns am nächsten Tag zu einem „Schweizer Abend“.

Wir fuhren nach Kiryat Shmona und gingen in das Lebensmittelgeschäft im Einkaufszentrum. An der Käsetheke gab es viele Sorten Schafskäse und Camembert, aber keinen einzigen Schweizer Käse. Andreas und Patrick suchten eine Sorte aus, die wie ein Hartkäse aussah. Außerdem kauften wir Weißwein, Knoblauch und Baguette. An der Kasse mussten wir schlucken. Bei uns daheim ist dieser Käse schon nicht gerade preiswert, aber hier war er noch um einiges teurer. Wir gaben in diesem Supermarkt fast das gesamte Taschengeld aus, das wir im Kibbuz in einem Monat verdient hatten.

Abends saßen wir vor einem kleinen Gaskocher und versuchten, den Käse zum Schmelzen zu bringen, ohne dass dieser dabei anbrannte. Wir luden alle Volontäre zum Essen ein. Im Gegenzug bewirteten uns die Dänen mit ihren mitgebrachten Getränken – Wodka und Orangensaft.

An diesem Abend gesellten sich noch ein paar Jüngere aus dem Kibbuz zu uns. Einer der israelischen Bewohner fragte uns, ob wir Lust hätten, zu einer Party mitzukommen. Mir war zwar von der Mischung Wodka und Orangensaft inzwischen etwas schwindelig, aber ich wollte trotzdem mit.

Einer der israelischen Kollegen fuhr uns mit einem kleinen Bus in einen Ort, der 20 Kilometer von unserem Kibbuz entfernt lag. Nach einer halben Stunde waren wir außerhalb der Stadt in einer kargen Gegend angelangt. Aus einem einstöckigen Gebäude drang laute Musik. Die Wände der großen Innenräume waren aus Beton. Die einzige Einrichtung bestand aus einer Bar an der Betonwand.

Das Wummern der Technomusik trug dazu bei, dass es mir ziemlich schlecht ging. Ich versuchte, Patrick zu finden, den ich schon länger nicht mehr gesehen hatte. Das Flimmern des Schwarzlichts machte meine Suche nicht einfacher und verstärkte mein Schwindelgefühl. Ich lief nach draußen, um frische Luft zu schnappen und dem Krach zu entfliehen. Dort fand ich Patrick endlich. Er saß neben unserem israelischen Freund, der sich bereit erklärt hatte, alle Volontäre in unseren Kibbuz zurückzufahren. Ich war froh und erleichtert, als sich sein Bus in Bewegung setzte und wir auf dem Heimweg waren.

Am nächsten Morgen hatte ich rasende Kopfschmerzen. Patrick weckte mich viel zu früh.

„Du musst jetzt aufstehen“, sagte er. „David holt uns gleich zu einem Ausflug ab.“

Mir war übel, und mein Kopf hämmerte. „Muss das sein? Hetz mich nicht!“, brummte ich unfreundlich. Ich hatte Mühe, aus dem Bett zu kommen, mich zu waschen und anzuziehen. Draußen saß David auf seinem Trecker und wartete schon auf

uns. Ich hatte es gerade noch rechtzeitig geschafft, an dem Ausflug zu den Golanhöhen teilzunehmen und neben den anderen Volontären in seinem Anhänger Platz zu nehmen. Die Golanhöhen waren sechs Kilometer von unserem Kibbuz entfernt. David fuhr mit uns an Feldern und Wiesen entlang. Zwischen- durch hielt er an und erzählte uns von der Situation nahe dieser Grenze während des Sechs-Tage-Kriegs.

Bisher hatte ich nachts einige Male gehört, wie die großen Militärhubschrauber über den Golanhöhen kreisten, um die Grenze im Tiefflug zu überwachen. Es war ein lautes Getöse, wenn sie über unseren Kibbuz hinwegflogen. Der Schall wurde durch die Berge rechts und links noch verstärkt. Dieses Geräusch flößte mir jedes Mal Angst ein.